GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Frauen Wahnsinn WahnsinnsFrauen: Überlegungen zur Re/Produktion einer Analogie

Schlichter, Annette

1995

https://doi.org/10.25595/3992

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schlichter, Annette: *Frauen Wahnsinn WahnsinnsFrauen: Überlegungen zur Re/Produktion einer Analogie*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 1 (1995) Nr: 1, 7–221. DOI: https://doi.org/10.25595/3992.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Frauen Wahnsinn WahnsinnsFrauen: Überlegungen zur Re/Produktion einer Analogie

Annette Schlichter

The analogue is the same old logic [...]. Mary Jacobus

Wahnsinn!!!

Das Jahr 1992 leitete die Popularisierung des weiblichen Wahnsinns auf dem deutschen Buchmarkt ein. Im Herbstprogramm des Suhrkamp-Verlages erschien unter dem Titel *WahnsinnsFrauen* ein Band mit biographischen Porträts vermeintlich verrückter Frauen aus unterschiedlichen nationalen, historischen und kulturellen Kontexten. Die Lebensgeschichten, von Johanna der Wahnsinnigen (1479-1555) bis Sylvia Plath (1932-1963) chronologisch geordnet, werden eingeschlossen von theoretischen Überlegungen der Herausgeberinnen Sybille Duda und Luise Pusch zum Verhältnis von Weiblichkeit und Wahnsinn. Aufgrund des Erfolgs dieser Publikation machte der Verlag den weiblichen Wahnsinn zum Programm: 1994 veröffentlichte Pusch eine aus ihren persönlichen literarischen und theoretischen Lieblingstexten zusammengestellte Anthologie mit dem Titel *Handbuch für Wahnsinnsfrauen*. Verschiedene Texte, die in dieser Sammlung auszugsweise präsentiert werden, wurden außerdem in einer speziellen Reihe von Frauenliteratur herausgegeben und von einer Werbekampagne mit dem durchschlagenden Slogan „Wahnsinnsfrauen" begleitet.

Als geschickte Gestaltung eines diskursiven Allgemeinplatzes deutet diese publizistische Vermarktungsstrategie auf ein öffentliches Interesse am Sujet hin. Die expliziten Hinweise auf den feministischen Charakter der Bücher in den Umschlag und Klappentexten lassen dabei den Schluß zu, daß vor allem Feministinnen als potentielle Käuferinnen und Leserinnen angesprochen werden sollen. Da die Sozialwissenschaftlerin Duda und die Sprachwissenschaftlerin Pusch sich im Vor– und Nachwort des Bandes *WahnsinnsFrauen* auch als Theoretikerinnen zum weiblichen Wahnsinn äußern, bieten die Veröffentlichungen Anlaß zu der Überlegung, welches Interesse an der Auseinandersetzung mit diesem Thema besteht und was die Frage nach dem Zusammenhang von Weiblichkeit und Wahnsinn für die feministische Forschung leisten soll.

Eine essentielle Analogie

Die Problematisierung des weiblichen Wahnsinns[1] kann ein vielfältiges Instrumentarium für eine Analyse der Funktionsmechanismen von Machtdiskursen und Marginalisierungen liefern. Sie verleiht dem Blick auf die zentralen Kategorien des herrschenden Diskurses eine mindestens zweifache Brechung: Die Auseinandersetzung mit der Randexistenz der Frau einerseits und der Marginalisierung des Wahnsinns andererseits macht eine komplexe und detaillierte Kritik an den Einschreibungs- und Ausgrenzungsmechanismen des herrschenden Repräsentationssystems möglich.

Die Analyse, an der sich Sozial- und Kulturwissenschaftlerinnen, Philosophinnen und Literaturwissenschaftlerinnen beteiligen, begann bereits in den 70er Jahren. Im Zentrum der Kritik, die von unterschiedlichen, teilweise konkurrierenden theoretischen Positionen aus formuliert wird, steht die Definition von Männlichkeit als Normalität, die das Weibliche als Pathologisches marginalisiert. Die von der feministischen Forschung detailliert beschriebenen Grundlagen und Konsequenzen dieser diskursiven Anordnung können hier allerdings nur kurz skizziert werden.[2]

Zunächst ist davon auszugehen, daß die Frau in dem über binäre Oppositionen organisierten westlichen Denken seit dem 18. Jahrhundert auf der Seite des Irrationalen verortet wird und dadurch die Position des Mannes als vernünftiges Subjekt garantiert. Aus dieser dualistischen Ordnung resultiert einerseits die Pathologisierung der Frau, denn Weiblichkeit wird als irrational bzw. wahnsinnig repräsentiert: Der Wahnsinn wird zu einer Essenz des Weiblichen. Andererseits findet eine Feminisierung des Wahnsinns statt, denn sowohl in kulturellen Artefakten als auch in naturwissenschaftlichen Abhandlungen wird er anhand von Frauenfiguren und Bildern des weiblichen Körpers dargestellt: Die Essenz des Wahnsinns ist daher weiblich.[3]

Indem er bestimmte Frauenbilder fixiert, bringt der feminisierte Wahnsinn wiederum Formen der Repräsentation von pathologisierter Weiblichkeit hervor, die Selbstwahrnehmungen und Repräsentationsmöglichkeiten von Frauen entscheidend mitkonstituieren. So produziert der medizinische Diskurs am Ende des 19. Jahrhunderts in den Theorien der „Frauenkrankheiten" Hysterie und Anorexia Nervosa eine eindeutige Analogie von Wahnsinn und zeitgenössischem Weiblichkeitsideal. Andererseits wird aber auch ein Abweichen vom dominanten Frauenbild, das von Klinikern insbesondere in angeblich deviantem sexuellen Verhalten wie „erotischer Überaktivität" oder Masturbation konstatiert wird, als Mangel an Weiblichkeit betrachtet und pathologisiert.[4] Frauen scheinen der Bestimmung zur Verrücktheit also weder durch die Übernahme vorgeschriebener Weiblichkeitsmuster noch durch Opposition gegen die

Zuschreibungen zu entkommen. Die analoge Anordnung von Wahnsinn und Weiblichkeit versperrt ihnen den Zugang zur Normalitätsposition.

Zwanzig Jahre „verrücktes Geschlecht"

Dudas/Puschs Band *WahnsinnsFrauen* präsentiert sich als Beitrag zur feministischen Analyse der Psychopathologisierung des Weiblichen. Wie der Klappentext mitteilt, versuchen die verschiedenen Autorinnen der „biographischen Porträts von Frauen, die einerseits hochbegabt und schöpferisch, andererseits in unterschiedlicher Weise 'wahnsinnig' waren [...] die Ursachen und Bedingungen dieses 'Wahnsinns' zu analysieren". Im Kontext des theoretisch sehr heterogenen feministischen Diskurses über Weiblichkeit und Wahnsinn, der gerade aufgrund der Vielfalt der Ansätze bisher zahlreiche weiterführende Fragestellungen entwickeln konnte, interessiert an der aktuellen Publikation vor allem, von welcher Position aus Duda und Pusch argumentieren und welche neuen Analyseaspekte sie in die Diskussion einbringen.

Ein Blick in die Bibliographien der Lebensgeschichten, die in der Mehrzahl dem Konzept der 'Herstory' verpflichtet sind, und vor allem die in Dudas Vor- und Puschs Nachwort ausgeführten Thesen lassen erkennen, daß Phyllis Cheslers Grundlagenwerk *Women and Madness* einen entscheidenden Subtext des Buches liefert. In ihrer 1972 erschienenen Studie, die bereits 1974 unter dem Titel *Frauen, das verrückte Geschlecht* ins Deutsche übersetzt wurde, charakterisiert die amerikanische Psychologin weiblichen Wahnsinn als Auswirkung patriarchaler Verhältnisse, als „Ausdruck des intensiven Erlebens der biologischen, sexuellen und kulturellen Kastration der Frau und des zum Scheitern verurteilten Potenzstrebens" (Chesler 1981, S. 30). Die These, daß die zeitgenössische, US-amerikanische Definition von Normalität sich am weißen, heterosexuellen, wohlhabenden Mann orientiert, versucht Chesler mit Hilfe vielfältiger Methoden zu belegen. So analysiert sie die Korrelationen von Männer-, Frauen- und Krankheitsbildern in den Schriften verschiedener Kliniker und interpretiert Statistiken zur Überrepräsentation von Frauen unter den psychisch Kranken in den USA als Effekt geschlechtsspezifisch ausgerichteter psychiatrischer Kategorien. Darüber hinaus führte sie Interviews mit ehemaligen Psychiatriepatientinnen und liest Texte vier amerikanischer Autorinnen mit Psychiatriekarrieren als autobiographische Verarbeitungen ihrer Leidensgeschichten.[5] In den letzten Kapiteln ihres Buches fragt Chesler nach möglichen Strategien zur Veränderung patriarchaler Gesellschaftsstrukturen. Die von ihr entworfene Handlungsperspektive zielt auf eine „Veränderung der weiblichen Egostruktur" (Chesler 1981, S. 289): Gestärkt durch weibliche Solidarität und feministische Therapie, sollen Frauen ihr eigenes Potential erkennen, „das 'biologische Zu-

hause' verlassen" und „in der gesamten gesellschaftlichen Szene agieren" (Chesler 1981, S. 288).

In Dudas/Puschs Band *WahnsinnsFrauen* erlebt die Cheslersche Argumentationsweise eine Renaissance. Wie Chesler vertreten auch die beiden deutschen Feministinnen einen sozialwissenschaftlich orientierten Ansatz, der die Ursachen des weiblichen Wahnsinns im sozialen Gefüge verortet. So eröffnet Sybille Duda das Buch mit der Feststellung:

> „Der Wahnsinn von Frauen ist weniger ein psychiatrisches oder individuelles als vielmehr ein gesellschaftliches Problem." (Duda 1992, S. 7)

Duda/Pusch argumentieren mit dem Modell einer Gesellschaft, „die prinzipiell durch eine Asymmetrie zwischen den Geschlechtern bestimmt ist, in der politische, ökonomische, wissenschaftliche und soziale Macht in den Händen der Männer liegt und alle Ressourcen zuungunsten der Frauen verteilt sind" (Duda 1992, S. 7). Sie bekräftigen Cheslers These, daß das Leitbild einer „gesunden" Persönlichkeit unter diesen Voraussetzungen am männlichen Geschlechsstereotyp orientiert ist. In einer patriarchalen Ordnung verweist weiblicher Wahnsinn laut Duda/Pusch auf die Ohnmacht der Frauen:

> „Frauen werden wahnsinnig aus Mangel an Geld, Anerkennung, Raum, aus Mangel an Möglichkeiten, ihren Beruf auszuüben, ihr Wissen, ihr Talent, ihre Fähigkeiten einzusetzen." (Duda 1992, S. 9)

Die Wissenschaftlerinnen interpretieren den Wahnsinn in seinen unterschiedlichen Erscheinungsweisen einerseits als Rückzug „in einem Terrain, das traditionell von Männern dominiert wird" (Duda 1992, S. 9), andererseits als Ausbruchsversuch bzw. eine Form kreativen Protestes.

Eine zentrale Rolle spielt in ihrer ebenso wie in Cheslers Argumentation patriarchale Gewalt, wobei sie die Bedeutung des sexuellen Mißbrauchs hervorheben.[6] Pusch stellt mit Hilfe empirischer Studien eine Kausalität zwischen Vergewaltigungen und Psychiatriekarrieren von Frauen fest:

> „Ich vermute, daß Männer unter anderem deswegen seltener psychisch krank sind als Frauen, weil sie in ihrer Kindheit seltener von Männern vergewaltigt werden. Jedes vierte Mädchen wird sexuell terrorisiert, aber 'nur' jeder siebte Junge: Dieses Zahlenverhältnis entspricht in etwa dem Zahlenverhältnis zwischen Frauen und Männern in psychiatrischen Kliniken." (Pusch 1992, S. 351)

Auch wenn die Auswirkungen sexueller Gewalt auf die Psyche der Opfer durchaus belegt worden sind, erscheint der hier von Pusch als „einfach" evident präsentierte Kausalzusammenhang wie ein empirischer Kurzschluß.

Die Festschreibung klarer Interdependenzen von gesellschaftlicher Struktur und psychischen Prozessen mit Hilfe empirischer Verfahren verweist auf ein zentrales Problem in ihrer Argumentation: Wie die herrschenden Repräsentationen von Weiblichkeit erweisen sich auch feministische Darstellungen patriarchaler Verhältnisse als reduzierende Konstruktionen, insofern sie das Bild einer „unproblematic causality between psychic life and social reality with no possibility of dislocation or error" (Rose 1986, S. 100) entwerfen. Im Rahmen eines solch eindeutigen Modells stilisieren die feministischen Wissenschaftlerinnen die „wahnsinnigen" Frauen zu Opfern eines bei Chesler eher abstrakten, bei Duda/Pusch stark personalisierten patriarchalen Agens, dessen Abschaffung Bedingung für ein Ende des weiblichen Leidens wäre.[7] Während Chesler in ihren „psychologische[n] Rezepte[n] für die Zukunft" (Chesler 1981, S. 287) eine allzu simple Korrelation vermeidet, gründet Luise Pusch ihre Handlungsperspektive auf die gewagte These, daß der „Wahnsinn der Frauen [...] verschwinden [wird], wenn das patriarchale Wahnsystem verschwindet". „Und wie wäre das Patriarchat zu überwinden? Nun, ganz einfach", indem ein siebenzeiliger „Minimalkatalog für einen Neuanfang" umgesetzt würde, der „Frauenbündnisse" und die „Abschaffung [...] der Zwangsheterosexualität und des sozialen Geschlechtsunterschieds [...]" ebenso berücksichtigt wie die Quotierung aller Machtpositionen. „Das Weitere wird sich dann finden." (Alle Zitate Pusch 1992, S. 356)

Da klare Antworten einfache Fragen erfordern, wird in den theoretischen Ausführungen des Bandes *WahnsinnsFrauen* im Interesse einer plakativen Programmatik auf die genauere Analyse des komplizierten Zusammenhangs von Weiblichkeit und Wahnsinn verzichtet. Dudas und Puschs revolutionäre Pose lebt von der Ignoranz gegenüber entscheidenden theoretischen Reflexionen, welche ihre zentralen Kategorien in Frage stellen würden. Um diskursive Strategien entwerfen zu können, die reduzierte Darstellungen möglichst vermeiden, muß die feministische Wissenschaft aber immer auch das eigene Vorgehen problematisieren. Weil Pusch und Duda jedoch weder Cheslers Methodik noch die eigenen Verfahren reflektieren, re/produzieren sie eine Argumentation, die 1972 für den feministischen Diskurs über Weiblichkeit und Wahnsinn notwendig und ausschlaggebend war, 1992 jedoch anachronistisch anmutet.

Angesichts von Dudas und Puschs Wiederholung der zentralen Widersprüche eines 20 Jahre alten Diskurses scheint es erforderlich, neben den Errungenschaften der feministischen Forschung über weiblichen Wahnsinn vor allem die problematische Struktur ihrer Beweisführung herauszuarbeiten. Mit meiner kritischen Analyse von Cheslers und Puschs/Dudas Rhetorik beabsichtige ich nicht, den von mir im folgenden als „traditionell" bzw. „klassisch" be-

zeichneten feministischen Diskurs zu diskreditieren.[8] Es geht vielmehr darum zu verdeutlichen, wie weit eine wissenschaftliche Argumentation, wenn sie nicht obsolet werden will, die eigenen Voraussetzungen reflektieren muß.

Ein feministisches Universalsubjekt

Der innovative Charakter von *Women and Madness* bestand 1972 darin, daß Chesler nicht nur empirisch arbeitete, sondern die Äußerungen (ehemals) psychiatrisierter Frauen in Form von Interviews und fiktionalen Texten in den wissenschaftlichen Diskurs einbezog. Indem die amerikanische Autorin die Marginalisierten selbst zu Wort kommen ließ, verlieh sie den in medizinisch philosophischen Theorien üblicherweise stummen Frauen die Autorität des Sprechens. Diese Autorisierung wurde von Shoshana Felman 1975 sogar als „first symbolical step to a feminist revolution" (Felman 1975, S. 4) charakterisiert.

Cheslers Vorhaben bleibt jedoch auf eine Geste beschränkt, weil die Psychologin – ebenso wie bei der Auslegung des statistischen Materials – ein tautologisches Lektüreverfahren praktiziert, das die grundlegenden Probleme ihres Ansatzes andeutet: Sie liest sämtliche Texte autobiographisch, als dokumentarische Einzelbeispiele einer übergreifenden weiblichen Unterdrückungserfahrung.[9] Eine solche Verallgemeinerung persönlicher Leidensgeschichten ist notwendig, um die wahnsinnige Frau als patriarchatskritische Figur funktionabel zu machen. Dabei kann ein essentialistischer Weiblichkeitsbegriff aber nur vermieden werden, solange die Generalisierung lediglich als strategisches Moment gilt: als ein Entwurf, anhand dessen bestimmte Mechanismen der Ausgrenzung qua Geschlecht herausgearbeitet werden können. Da dieser Aspekt im Rahmen von Cheslers Vorgehen jedoch nicht thematisiert ist, wird ihre Argumentation zirkulär: Sie setzt eine essentielle weibliche (Opfer–) Erfahrung bei der Lektüre einerseits voraus und reproduziert sie andererseits in den Textinterpretationen.[10]

Das tautologische Verfahren resultiert aus einem simplifizierten Repräsentationsbegriff, der der Sprache lediglich eine Abbildungsfunktion zuweist und dabei ihren performativen Charakter ignoriert, d.h. das Potential der Sprache, Bedeutungen sowohl hervorbringen als auch verschieben zu können.[11] Damit verweisen Cheslers Lektüren auf einen entscheidenden blinden Fleck der traditionellen feministischen Argumentation, der ihrer Selbstautorisierung dient: Der klassische feministische Diskurs legitimiert sich nämlich über das Anliegen, der Frau eine Stimme zu verleihen. Um im Namen aller Frauen sprechen zu können, bedürfen die Feministinnen eines Kollektivsubjekts namens „Frau" bzw. „Weiblichkeit", das sie mit ihren eigenen textuellen Produktionen aber erst herstellen. Wie Bettine Menke deutlich macht, handelt es sich bei dem

vermeintlich bekannten Gegenstand des Diskurses also um eine Setzung, die das wissenschaftliche Sprechen über ihn erst begründet:

> „[Die] theoretische Rede [gibt] sich selbst das Weibliche als Instanz. [...] Weil diese Rede als Theorie voraussetzt, was sie rhetorisch erst produziert, ist sie blind für die eigene rhetorische Verfassung" (Menke 1994, S. 437).

Von der Entdifferenzierung zur Appropriation

Da auf die Reflexion der Rhetorizität ebenso wie auf eine Analyse der Konstruktion unterschiedlicher Identitäten und Positionen zugunsten des weiblichen Gesamtsubjekts verzichtet wird, manifestiert sich im feministischen Diskurs über Frauen und Wahnsinn eine allgemeine Tendenz zur Entdifferenzierung,

Zum einen übergehen die Wissenschaftlerinnen die Differenz zwischen Erfahrung und Text, was zum andern zur Reduzierung der Differenzen unterschiedlicher textueller Produktionen führt. Denn zwischen einer potentiell unmittelbaren Wahnsinnserfahrung und ihrer „Darstellung" steht der Prozeß der Vertextung, der vielfältige Repräsentationen erzeugen kann. So sind Cheslers Interviews mit Psychiatriepatientinnen und gerade auch die fiktionalen Texte, auf denen die Argumentationen von *Women and Madness* und *WahnsinnsFrauen* basieren, individuelle Erzählungen. An unterschiedliche soziale, kulturelle und historische Kontexte gebunden, erzeugen sie divergierende Repräsentationen vermeintlich wahnsinniger Frauen.

In der traditionellen feministischen Argumentation verschwinden sowohl die unterschiedlichen Produktionsbedingungen als auch die Vielfalt der Entwürfe hinter der Universalkonstruktion „Weiblichkeit". Indem Chesler ihre Interviews nach der Zugehörigkeit ihrer Gesprächspartnerinnen zu den Gruppen „Lesbierinnen", „Farbige Frauen", „Feministinnen" anordnet, berücksichtigt die Psychologin zwar das Spektrum sozialer Faktoren der Marginalisierung. Die Identitätskategorien werden jedoch nicht in ihrer symbolischen Produktion untersucht, sondern als evidente Sonderformen einer universellen Weiblichkeit vorausgesetzt:

> „Als Psychologin und Feministin liegt mir im Grunde mehr daran, die Gesetze der weiblichen Psyche überhaupt zu erforschen als deren verschiedene Ausnahmen und Varianten." (Chesler 1981, S. 204)

Auch wenn Chesler die sehr unterschiedlichen Lebensgeschichten von Packard, West, Fitzgerald und Plath anhand ihrer Tagebücher und Romane re/konstruiert, liest sie die individuellen Erzählungen als exemplarisch für eine

übergreifende weibliche Erfahrung. Zwar weist die Wissenschaftlerin auch hier auf Unterschiede im sozialen Milieu der Autorinnen hin, in ihren Lektüren beschäftigt sie sich jedoch lediglich mit Übereinstimmungen in der Darstellung. Davon ausgehend, daß die Fiktionen authentische Erfahrungen widerspiegeln, gerät die Interpretation zum universalisierenden und essentialisierenden Verfahren: So stellt Chesler anhand von Ähnlichkeiten in der Metaphorik zweier Texte, dem Bild der Glasglocke in Plaths Roman *The Bell Jar* und dem der Glaskugel in Wests Tagebuchnotizen Gemeinsamkeiten im Leben der vier Autorinnen fest, die sie dann zum Prinzip weiblicher Existenz ausbaut:

> „Alle vier Frauen lebten unter einer 'Glasglocke' – innerhalb wie außerhalb der Anstalt. Wahnsinn und Gefangenschaft waren für sie sowohl das Resultat weiblicher Ohnmacht als auch der Versuch, diesem Zustand zu entkommen, ihn zu überwinden. Wahnsinn und Gefangenschaft spiegeln Aspekte der weiblichen Existenz [...]." (Chesler 1981, S. 14; Hervorhebungen von mir, A.S.)

Im theoretisch etablierten 'Opferdiskurs' gehen auch die Differenzen der über fünf Jahrhunderte breit angelegten Textsammlung *WahnsinnsFrauen* unter. Die Unterschiede zwischen den Frauenfiguren aus verschiedenen historischen Epochen und aller Herren Länder integrieren sich letztlich in ein Schema übergreifender patriarchaler Repression. Da die Autorinnen der Porträts den Repräsentationsbegriff weder hinsichtlich ihrer historischen und literarischen Quellen noch als Bedingung ihrer eigenen Textproduktionen problematisieren,[12] werden die Lebensbeschreibungen zu Einzelbeispielen des von den Herausgeberinnen entworfenen Paradigmas weiblicher Unterdrückung. Der Wahnsinn als differenzierendes Moment taucht dann nur noch als Aspekt der „Versklavung"[13] und des Widerstandes von Frauen auf, wenn Pusch die im Band porträtierten Frauen in die Gruppen der „Opfer oder mutmaßlichen Opfer sexueller Gewalt in der Kindheit", „Widerstandskämpferinnen, gegen die 'das Imperium zurückschlug'" und „Schwankende zwischen Anpassung und Widerstand" (alle Zitate Pusch 1992, S. 351) einteilt.

Im Kontext des 'Opferdiskurses' hat der Wahnsinn bei Chesler ebenso wie bei Duda und Pusch lediglich eine illustrierende Funktion: Er dient als besonders eindringlicher Beleg der generellen Unterdrückung von Frauen.

Mit dieser Objektivierung des Wahnsinns zugunsten des weiblichen Kollektivsubjekts geht eine weitere Entdifferenzierung einher, und zwar die zwischen den Positionen der Theoretikerinnen und der „wahnsinnigen" Frauen. Insbesondere Pusch und Duda tendieren zur Identifikation mit den Marginalisierten, die möglicherweise gerade die Aufhebung der Ausgrenzung intendiert. Da die

Wissenschaftlerinnen den Ort ihrer Äußerungen dabei aber nicht reflektieren, „unterläuft" ihnen die Okkupation der Leidensposition.

Eine solche diskursive Verwirrung manifestiert sich insbesondere in den mehr oder weniger expliziten Selbstdarstellungen der Herausgeberinnen von *WahnsinnsFrauen*, z.B. in Puschs Versuch, die eigene gesellschaftliche Diskriminierung als Feministin mit der Situation der als wahnsinnig ausgegrenzten Frauen zu vergleichen:

> „Einige der '*WahnsinnsFrauen*', deren Schicksale in diesem Band erzählt werden, empfinde ich [...] als Schwestern. Der einzige Unterschied zwischen ihrer Lage und meiner ist, daß ich Dissidentin wurde zu einer Zeit, da eine breite feministische Bewegung mich auffangen konnte. [...] Seit meinem Übertritt zum Feminismus [...] bin ich ziemlich aus der Normalität herausgefallen." (Pusch 1992, S. 340, Hervorhebung von mir, A.S.)

Auch Sybille Duda läßt die spezifischen Geschichten über weiblichen Wahnsinn in einem feministisch inspirierten „Wir" aufgehen, um ein allgemeines weibliches Leiden zu evozieren:

> „Zwischen den Wahnsinnsfrauen und uns liegt nur ein gradueller, nicht ein prinzipieller Unterschied. Elemente ihrer Leiden sind im Leben aller Frauen vorhanden." (Duda 1992, S. 10)

Die Parallelisierung schreibt die Bagatellisierung individueller Leidensgeschichten, wie sie in der Objektivierung persönlicher Erzählungen bereits angelegt ist, fort. Darüber hinaus resultiert diese Geste der Entgrenzung in einem Akt der Aneignung, der paradoxerweise gerade die Distanz der Theoretikerinnen zum Wahnsinn re/produziert.

Mit Hilfe der Konstruktion des weiblichen Kollektivsubjekts positionieren diese sich auf der Seite derjenigen, die als Frauen und „Kranke" doppelt marginalisiert sind. Die Identifikation gerät zur Okkupation, weil Pusch und Duda dabei die eigene Beteiligung an den Machtstrukturen, insbesondere ihren Status als Wissenschaftlerinnen, nicht thematisieren. Ihre theoretische Rede über „wahnsinnige" Frauen ist nur durch ihre Sprechposition im Rahmen der Normalität autorisiert. Denn diese feministische Theoretisierung weiblichen Wahnsinns kann nur in der Distanz zu den „Wahnsinnigen", über die gesprochen wird, geäußert werden.[14]

Wenn Duda und Pusch als Expertinnen für Weiblichkeit und Wahnsinn sprechen, findet die 'Selbstautorisierung' in der Aufhebung der Differenz zu den Marginalisierten statt. Vom eigenen Denken unbemerkt, appropriieren die Theoretikerinnen die Repräsentationen „wahnsinniger" Frauen. Gleichzeitig

werden diese einmal mehr zu Objekten: denen des feministischen Diskurses. Und die Interpretationen des Wahnsinns bestätigen die Normalität der (wissenschaftlich) Sprechenden.

Eine politisierte Analogie

Blind gegenüber den eigenen diskursiven Produktionen, ihren Bedingungen und Konsequenzen, gerät das traditionelle feministische Autorisierungsvorhaben zum widersprüchlichen Normalisierungsprojekt. So thematisieren die Theoretikerinnen Chesler, Pusch und Duda einerseits das Leiden von Frauen am Wahnsinn, um mit Hilfe der Leidensgeschichten eine kritische Perspektive auf patriarchale Strukturen zu entwerfen. Weil sie den Zusammenhang von Gesellschaft, Psyche und Pathologie aber nicht im einzelnen analysieren, sondern den Wahnsinn von vornherein im gesellschaftlichen Kontext verorten, postulieren sie andererseits die grundsätzliche Normalität der Frauen.[15]

Dieser feministische Wille zum Normalitätsbeweis, auf dem die universalisierenden und objektivierenden Tendenzen der Argumentation basieren, führt zur Re/Produktion der Analogie von Weiblichkeit und Wahnsinn. Da die traditionelle feministische Forschung die Struktur der Geschlechterunterscheidung, die Konstitution der Opposition von Normalität und Wahnsinn sowie die eigene Beteiligung an den herrschenden Strukturen nicht hinterfragt, bewegt sie sich aus den klassischen Dualismen nicht heraus. Vielmehr nimmt sie innerhalb der binären Strukturen eine Neubewertung der Positionen vor und wiederholt dabei die Analogisierung von Weiblichkeit und Wahnsinn unter feministisch veränderten Vorzeichen. In Cheslers und Dudas/Puschs Argumentationen erscheint der Wahnsinn als Zeichen einer normalen Reaktion von Frauen auf verrückte Umstände. Er wird diagnostiziert als Symptom von Weiblichkeit, was zu widerlegen gewesen wäre.

Die traditionelle feministische Argumentation zeichnet sich also dadurch aus, daß sie eine Diskussion über Marginalisierungsmechanismen initiierte, indem sie die geschlechtsspezifischen Aspekte der Wahnsinnsfabrikation aufdeckte. Die so entstandene Auseinandersetzung mit den Parallelen zwischen Frauenbildern und Wahnsinnsdarstellungen ermöglicht eine dezidierte Kritik an herrschenden Denk– und Wahrnehmungsmustern.

Wenn ein Diskurs, der die Analogie von Weiblichkeit und Wahnsinn kritisiert, aber gerade diese Figur reformuliert, wirft er weiterhin die Frage auf, welche rhetorischen Strategien eine erneute Festschreibung vermeiden könnten: Wie kann – mit dem Interesse, die Analogie aufzulösen – über weiblichen Wahnsinn gesprochen werden?

Normalität? Eine fiktive Perspektive

Eine feministische Theorie, die Weiblichkeit und Wahnsinn aus ihrer gegenseitigen Festlegung befreien will, sollte nicht nur die als „patriarchal" qualifizierten Bilder kritisieren. Sie erforderte darüber hinaus eine Analyse der diesen Entwürfen zugrundeliegenden hierarchisch strukturierten Oppositionen von Männlichkeit/Weiblichkeit und Normalität/Wahnsinn.[16]

Um im Diskurs über Weiblichkeit und Wahnsinn eine erneute Einschreibung der Einschluß– und Ausgrenzungsmechanismen eines Normalisierungsdiskurses zu verhindern, ist im Rahmen solcher Reflexionen gerade auch die Frage nach der eigenen Sprechposition entscheidend. Wie Shoshana Felman bereits 1975 dargelegt hat, besteht die Schwierigkeit für die (über den Wahnsinn) sprechende Frau darin, sich weder eindeutig als verrückte noch als normale Sprecherin zu repräsentieren:

> „If, in our culture, the woman is by definition associated with madness, her problem is to break out of this (cultural) imposition of madness without taking up the critical and therapeutic positions of reason: how to avoid speaking both as mad and as not mad?" (Felman 1975, S. 10)

Innerhalb eines wissenschaftlichen Diskurses, der klare Definitionen verlangt, mag ein solch paradoxer Ort zunächst undenkbar erscheinen. Um angesichts der unmöglichen Alternativen jedoch nicht erneut in Schweigen zu verfallen, möchte ich einmal mehr mit Hilfe der Literatur sprechen, die auch in der traditionellen feministischen Argumentation eine Rolle spielt. Es kann allerdings nicht darum gehen, literarische Texte lediglich als autobiographische Leidensgeschichten zu lesen. Da fiktionale Erzählungen Paradoxien besser inszenieren und auflösen können als die theoretische Rede, bieten sie darüber hinaus vielversprechende Entwürfe und Dekonstruktionen vermeintlich festgelegter Positionen.

Eine Perspektive auf die subversive Entgrenzung konventioneller Zuschreibungen eröffnet ein Dialog zwischen zwei Psychiatriepatientinnen in Sylvia Plaths Roman *The Bell Jar*. Mit der Geschichte, die ihre Leidensgenossin Joan erzählt, fühlt die Protagonistin Esther Greenwood sich auf eine existentielle Probe gestellt. Sie imaginiert den Dialog als Test, ihre Reaktion auf Joans Erzählung als potentiellen Beweis der eigenen Normalität oder des Wahnsinns:

> „I thought either Joan must be crazy [...], or she must be trying to see how crazy I was believing all that. [...] I decided to pretend I thought she was crazy, and that I was only humouring her along." (Plath 1986, S. 208; Hervorhebung von mir, A.S.)

Festgelegt auf eine marginale Position, die eine ultimative Selbst-Versicherung nicht erlaubt, entwirft die Figur der Esther die Fiktion der eigenen Normalität. Und in dieser Strategie liegt vielleicht die Chance für die über den weiblichen Wahnsinn sprechende Theoretikerin.

Dabei steht nicht die Identifikation mit den Leidenden, den „wahnsinnigen" Frauen zur Debatte, denn der Kontext der Wissenschaftlerin ist mit der Situation der als verrückt Ausgegrenzten nicht vergleichbar. Die Herausforderung liegt vielmehr darin, mit dem Wissen um die Notwendigkeit einer Autoritätsposition einerseits sowie deren problematischen Implikationen andererseits die Fiktion der normalen Rede zu gestalten.

Was bliebe der Sprecherin anderes, als (die eigene) Normalität zu simulieren?

Ich danke Dagmar Fink und Isabell Lorey für ihre Zeit, ihre Geduld und die detaillierten kritischen Analysen meines „text-in-progress". Auch Cornelia Klinger danke ich für ihre konstruktive Kritik.

Bibliographie

Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Chesler, Phyllis (1981). *Frauen – das verrückte Geschlecht.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.

De Lauretis, Teresa (1987). *Technologies of Gender: Essays on Theory, Film, and Fiction.* Bloomington, Ind.: Indiana University Press.

De Man, Paul (1988). *Allegorien des Lesens.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

- (1993). *Blindness and Insight: Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism.* London: Routledge.

Derrida Jacques (1989). *Die Schrift und die Differenz.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Duda, Sibylle und Luise F. Pusch (Hg.) (1992). *WahnsinnsFrauen.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Felman, Shoshana (1975). „Women and Madness: The Critical Phallacy". *Diacritics* 9 (Winter 1975), S. 2-10.

- (1985) Writing and Madness (Literature / Philosophy / Psychoanalysis). Ithaca, N.Y.: Cornell University Press.

- (1993) *What does a Woman Want? Reading and Sexual Difference.* Baltimore: Johns Hopkins University Press.Fischer-Homberger, Esther (1983). „Neue Materialien zur 'Krankheit Frau' (19. und 20. Jahrhundert)". In: Luise Pusch (Hg.) (1983). *Feminismus, Inspektion der Herrenkultur.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 308-339.

Foucault, Michel (1981). *Wahnsinn und Gesellschaft: Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Gallop, Jane (1983). „*Quand nos lèvres s'écrivent*: Irigaray's Body Politic". *Romanic Review* 74:1 (1983), S. 77-83.

Herndl, Diane Price (1993). *Invalid Women: Figuring Feminine Illness in American Fiction and Culture, 1840-1940.* Chapel Hill und London: The University of North Carolina Press.

Hof, Renate (1992). „*Gender and Difference:* Paradoxieprobleme des Unterscheidens". *Amerikastudien* 37:3 (1992), S. 437-449.

hooks, bell (1981). *Ain't I a Woman.* Boston, Mass.: South End Press.

Jacobus, Mary (1986). *Reading Woman: Essays in Feminist Criticism.* New York: Columbia University Press.

Johnson, Barbara (1981). *The Critical Difference: Essays in the Contemporary Theory of Reading.* Baltimore: Johns Hopkins University Press.

– (1987). *A World of Difference.* Baltimore: Johns Hopkins University Press.

Lunbeck, Elizabeth (1987). „'A New Generation of Women': Progressive Psychiatrists and the Hypersexual Female". *Feminist Studies* 13 (Herbst 1987), S. 513-543.

Menke, Bettine (1994). „Verstellt: Der Ort der Frau – Ein Nachwort". In Vinken, Barbara (Hg.) (1994) *Dekonstruktiver Feminismus: Literaturwissenschaft in Amerika.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 436-476.

Plath, Sylvia (1986). *The Bell Jar.* London, Faber and Faber.

Pusch, Luise F. (1994). *Handbuch für Wahnsinnsfrauen.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Rose, Jacqueline (1986). *Sexuality in the Field of Vision.* London: Verso.

– (1994) „On the Universality of Madness: Bessie Head's *A Question of Power*". *Critical Inquiry* 20 (Frühjahr 1994), S. 401-418.

Showalter, Elaine (1985). *The Female Malady: Women, Madness, and English Culture, 1830-1980.* London: Virago.

Smith-Rosenberg, Carrol (1985). *Diorderly Conduct: Visions of Gender in Victorian America.* New York: Alfred A. Knopf.

Theriot; Nancy M. (1993). „Women's Voices in Nineteenth-Century Medical Discourse: A Step Toward Deconstructing Science". *Signs* 19:1 (1993), S. 1-31.

Ussher, Jane (1991). *Women's Madness: Misogyny or Mental Illness?* New York und London: Harvester Wheatsheaf.

Vinken, Barbara (Hg.) (1992). *Dekonstruktiver Feminismus: Literaturwissenschaft in Amerika.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Anmerkungen

[1] „Wahnsinn" ist ein Konzept ohne klare Definition, was seine Verwendung problematisch macht. Der Begriff ist kein universeller, sondern er hat in verschiedenen historischen und kulturellen Zusammenhängen durchaus unterschiedliche Bedeutungen. Gleichzeitig wird „Wahnsinn" – sowohl im medizinischen als auch im philosophischen Gebrauch – in den unterschiedlichen Kontexten aber immer

als etwas von einer Norm Abweichendes konstituiert. Die diversen Konstruktionen des „Wahnsinns" stellen sich alle über seine Ausgrenzung durch zweifelhafte Normalitätvorstellungen her. Da ich an der Analyse solcher Marginalisierungsprozesse interessiert bin, würde ein Definitionsversuch meiner Intention widersprechen. Denn jegliche Definition produziert Ausgrenzungen, weil sie über die Selektion und Fixierung von Konzepten funktioniert. Wollte ich erneute Ausgrenzungen vermeiden, müßte meine Beschreibung von „Wahnsinn" so allgemein ausfallen, daß sie als Begriffsbestimmung ihren Sinn verlöre. Darum verzichte ich auf eine Definition. Des möglicherweise auftretenden Effekts der Universalisierung bin ich mir dabei bewußt.

[2] Zu einer detaillierten Darstellung der unterschiedlichen feministischen Interpretationen des Wahnsinns siehe Ussher (1991).

[3] So zeigt Elaine Showalter, daß die symbolischen Repräsentationen des Wahnsinns sich im 18. Jahrhundert von Männerfiguren auf Frauenfiguren verlagerte. Interessant ist auch ihre Analyse von Tony Robert-Fleury Bild „Pinel Freeing the Insane" aus dem Jahr 1887, das den männlichen Befreiern der Irrenanstalten, als Repräsentanten von Gesundheit und Vernunft, „den Wahnsinn" in Gestalt der unterschiedlichsten Frauen gegenüberstellt. (Showalter 1985, S. 1ff.). Zur Konstruktion der Interdependenz durch den medizinischem Diskurs führt Nancy M. Theriot als Beispiel an, daß Nervosität zum einen als weibliche Krankheit etabliert wurde, während andererseits das Nervensystem anhand von Illustrationen des weiblichen Körpers dargestellt wurde. (Theriot 1993, S. 10)

[4] Die verschiedenen Entwürfe von Weiblichkeit und Wahnsinn werden auch durch die soziale Klasse mitbestimmt. Das Weiblichkeitsideal des 19. Jahrhunderts in seiner Parallele zu den Krankheitsbildern der Nervosität und Hysterie bezog sich auf die weiße Mittelklassefrau. Siehe dazu Herndl (1993), Showalter (1985), Smith-Rosenberg (1985). Frauen der Arbeiterklasse waren durch diese Definition von vornherein marginalisiert, durch einen Mangel an Weiblichkeit gekennzeichnet. Aufschlußreich in diesem Zusammenhang ist Elizabeth Lunbecks Darstellung der Konstruktion der sexuell aktiven Arbeiterin als psychopathische „hypersexual female" durch den medizinisch-psychiatrischen Diskurs zu Beginn des 20. Jahrhunderts. (Lunbeck 1987)

[5] Es handelt sich um Texte von Elizabeth Packard (1816 - ca. 1890), Ellen West (ca. 1890 - ca. 1926), Zelda Fitzgerald (1900 – 1948) und Sylvia Plath.

[6] Pusch führt an, daß die Diskussion über sexuellen Mißbrauch zu Cheslers Zeiten gerade erst begann.

[7] Rose macht auf die strukturellen Ähnlichkeiten zwischen biologistischer Argumentation und der These sozial festgeschriebener Geschlechterrollen aufmerksam: „In fact, the argument from a biological pregiven und the argument from sociological role have in common the image of utter passivity they produce: the woman receives her natural destiny or else is marked over by an equally ineluctable social world." (Rose 1986, S. 7)

[8] Allein historisch gesehen ist die „klassische" feministische Forschung bedeutend, insofern sie die Grundlage des gesamten feministischen Diskurses darstellt. Die aktuellen Diskussionen über gender-Konstruktionen konnten sich nur aus Revisionen und Rekonzeptualisierungen der frühen Projekte entwickeln. Darüber hinaus sind deren Analysen und Ergebnisse heute nicht hinfällig. Aufgrund fehlender Reflexionen entstanden jedoch Probleme aus bestimmten Argumentationsverfahren.

[9] Die (auto)biographische Lektüre literarischer Texte wird nicht nur in sozialwissenschaftlichen Disziplinen praktiziert, sondern war und ist auch innerhalb des 'feminist literary criticism 'verbreitet. Sie ist beispielsweise die in den Schriftstellerinnen-Porträts des Bandes *WahnsinnsFrauen* vorherrschende Interpretationspraxis.

[10] Den konservativen Charakter dieser Politik der Erfahrung, die Cheslers revolutionären Impetus letztlich einholt, hat Jane Gallop herausgestellt: „The politics of experience is inevitably a conservative po-

litics for it cannot help but conserve traditional ideological constructs which are not recognized as such but taken for 'the real'." (Gallop 1983, S. 83)

[11] Zum performativen Aspekt der Repräsentation siehe Butler (1991), de Lauretis (1987). Entscheidend sind außerdem die Arbeiten der Theoretikerinnen des 'deconstructive feminism', vor allem die Literaturanalysen von Shoshana Felman (1985; 1993) und Barbara Johnson (1981, 1987). In der feministischen Anwendung von Paul de Mans *New Rhetoric* (De Man 1988, 1993) thematisieren diese Theoretikerinnen neben dem performativen Aspekt auch das dekonstruierende Potential der Sprache, das die Repräsentationen gleichzeitig unterläuft.

[12] Nur die Biographin von Krusenstjerna thematisiert überhaupt das biographische Schreiben. In den anderen Texten des Bandes scheint die Rekonstruktion der Lebensgeschichten ein selbstverständliches Unterfangen.

[13] Eine weitere sehr problematische Analogie: Frauen und Sklaven. Sybille Duda stellt sie her, wenn sie von der „Überschreitung der Körpergrenzen" durch die jeweiligen Beherrscher spricht. Obwohl nicht direkt formuliert, impliziert die Parallelisierung doch die vielfach feministisch verwendete und kritisierte Analogie von Frauen und Schwarzen. Zur Kritik siehe u.a. bell hooks (1981), Barbara Johnson (1987).

[14] Diese Distanz ist Voraussetzung und Effekt jedes wissenschaftlichen Sprechens über den Wahnsinn, im feministischen Diskurs aufgrund der Solidarisierungsversuche jedoch besonders brisant.

[15] Das Argument geht zurück auf Mary Jacobus' Kritik der Interpretationen von Charlotte Perkins Gilmans „Yellow Wallpaper":

> „The 'feminist' reading contradicts the tendency to see women as basically unstable or hysterical, simultaneously (and contradictorily) claiming that women are not mad and that their madness is not their fault." (Jacobus 1986, S. 233)

Der Widerspruch ist m.E. für den gesamten „traditionellen" feministischen Diskurs über Weiblichkeit und Wahnsinn bestimmend.

[16] Die Theoretikerinnen des dekonstruktiven Feminismus praktizieren solche Analysen. Ihre Untersuchungen der Produktion „sexueller Differenz" auf der Basis rhetorischer Kategorien legen die eigenen theoretischen Konstruktionen offen und reflektieren immer auch den Ort der Äußerung mit. Die ausführliche Diskussion dieses Ansatzes ist an dieser Stelle leider nicht möglich. Einen Überblick über entscheidende Arbeiten liefert der von Barbara Vinken herausgegebene Band *Dekonstruktiver Feminismus*: „Literaturwissenschaft in Amerika" (1994), der interessanterweise zeitgleich mit Dudas/Puschs Band *WahnsinnsFrauen* im Suhrkamp-Verlag erschien. Dabei handelt es sich allerdings zum größten Teil um längst überfällige Erstübersetzungen US-amerikanischer Texte, die in den letzten zwanzig Jahren entstanden und bereits zum Kanon des 'feminist literary criticism' gehören.